

Eckart Förster

Goethe als Philosoph

Bekanntlich hat Goethe mehrfach geäußert, dass ihm zur Philosophie jegliches Talent fehle, er dafür gar »kein Organ« habe. Dem stehen allerdings Äußerungen entgegen gerade der größten Philosophen seiner Zeit. So gestand z.B. Fichte, dass er beim Schreiben seiner ersten Wissenschaftslehre immer daran gedacht habe, ob sie Goethes Zustimmung finden könne, und eine spätere, verbesserte Fassung wollte er gar Goethe widmen. Und Hegel, auf sein wissenschaftliches Leben zurückblickend, schrieb an Goethe: »Wenn ich den Gang meiner geistigen Entwicklung übersehe, sehe ich Sie überall darin verflochten und mag mich einen Ihrer Söhne nennen; mein Inneres hat gegen die Abstraktion Nahrung zur widerhaltigen Stärke von Ihnen erhalten und an Ihren Gebilden wie an Fanalen seinen Lauf zurechtgerichtet.«¹

Nur oberflächlich besteht hier ein Widerspruch. Womit Goethe in der Tat seine Mühe hatte, war die diskursive Art des Denkens, welche die Philosophen seiner Zeit pflegten. Sein Interesse galt einem Denken, das er selbst als anschauendes Denken bezeichnete, und in der Ausarbeitung von dessen Methodologie sah vor allem Hegel Goethes große Leistung, an der er sich selbst orientierte. Im Folgenden möchte ich den Versuch machen, diese Methodologie in ihrem philosophischen Gehalt zu charakterisieren.

Nachdem Herzog Karl August ihm einen Garten geschenkt hatte, begann sich Goethes Interesse für die Pflanzenwelt zu regen. Schon bald führte ihn sein Weg zu Linnés *Systema naturae per regna tria naturae*, das seit 1768 in deutscher Übersetzung vorlag. In drei Bänden stellte es eine systematische Klassifizierung der Phänomene der drei Naturreiche (Tiere, Pflanzen, Mineralien) dar und hob damit die Wissenschaft von der Natur auf eine ganz neue Ebene. Goethe bewunderte Linnés Leistung, sah aber dessen Klassifikationsprinzip, das sich zur Unterscheidung der Arten ganz äußerlicher Merkmale und Eigenschaften seiner Gegenstände bediente, als unbefriedigend an. So hatte Linné die Säugetiere nach ihren Zähnen, Vögel nach ihren Schnäbeln, Fische nach ihren Flossen und das Pflanzenreich nach Zahl und Anordnung der Staub- und Fruchtblätter klassifiziert. Ob sein System »wahr« sei und dem göttlichen Schöpfungsplan entspreche, hat Linné sich selbst wiederholt gefragt. Goethe ging noch einen Schritt weiter. Sollte es nicht möglich sein, die Gegenstände

Klassifizierung der Naturreiche

¹ *Briefe von und an Hegel*. Hrsg. J. Hoffmeister, Hamburg 1952, Bd. 3, S. 83.



Carl von Linné, 1707-1778

de nicht nur äußerlich nach ihren Eigenschaften, sondern innerlich und ihrem Wesen entsprechend zu klassifizieren? »Grose Gedancken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen ietzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche«, schrieb er am 2.11.1779 an Lavater, dem er kurz vorher schon mitgeteilt hatte, worum es dabei ging: um »mein Biss auf das neue Systema Naturae« (HABr 1, 281, 279).²

Aber wie soll ein solches nicht-äußerliches System der Natur möglich sein? Wie erkennt man die Dinge, wenn nicht anhand ihrer äußeren Eigenschaften? Mit dieser Frage sind wir auf dem Boden der Philosophie, und bei seinem Lieblingsphilosophen Spinoza fand Goethe auch die erste, grundsätzliche Anregung. Im Anhang zum ersten Teil seiner *Ethik* schreibt Spinoza nämlich von einer »anderen Wahrheitsnorm« als der weithin üblichen. Während die üblichen Betrachtungsarten eigentlich »nur Vorstellungsweisen sind und keines Dinges Natur«, lehrt uns die Mathematik, Eigenschaften aus dem Wesen einer Sache zu erkennen bzw. abzuleiten. Eine solche Erkenntnisart nennt Spinoza »anschauendes Wissen« oder »*scientia intuitiva*«. ³ Was damit genauer gemeint ist, hat er verschiedentlich an mathematischen Beispielen illustriert. Wird z. B. ein Kreis definiert als eine Figur, bei der die vom Mittelpunkt zur Peripherie gezogenen Linien gleich sind, dann drückt diese Definition keineswegs das Wesen des Kreises aus, sondern bloß eine bestimmte Eigenschaft von ihm. Wird dagegen der Kreis als eine Figur definiert, die von einer Linie beschrieben ist, deren einer Punkt fest und deren anderer beweglich ist, so ist die Definition adäquat. Sie bringt die bewirkende Ursache zum Ausdruck, und aus ihr lassen sich alle Eigenschaften des Kreises herleiten. Dazu bemerkt Spinoza: »Obwohl dies, wie gesagt, bei Figuren und anderen Gedanken dingen nicht sehr wichtig ist, ist es doch anders bei physischen und wirklichen Seienden, weil die Eigenschaften von Dingen sich selbstverständlich nicht begreifen lassen, solange deren Essenzen unbekannt sind.«⁴

Derartige Gedanken erfüllten Goethe mit Begeisterung. Bezüglich Spinozas Charakterisierung der *scientia intuitiva* schrieb er am 5.5.1786 an Jacobi: »so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen ... und von deren *essentia formali* ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist« (HABr 1, 508-9).

2 Ich zitiere Goethes Werke und Briefe im Text nach der Hamburger Ausgabe (= HA, HABr).

3 Spinoza: *Die Ethik*. Übers. von O. Baensch. Hamburg 1967, S. 42, 47, 90.

4 Spinoza: *Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes*. Übers. von W. Bartuschat. Hamburg 1993, S. 85f (meine Herv.).

Dieser Aufgabe, eine »adäquate« Erkenntnis im Sinne Spinozas auch für Naturgegenstände zu erreichen, hat Goethe sich tatsächlich von nun an fast unermüdlich gewidmet. Bald darauf reiste er nach Italien ab, wo er auch seine Pflanzenstudien fortsetzte. Im Botanischen Garten in Palermo wurde ihm schließlich deutlich, dass sich alle wesentlichen Eigenschaften einer einjährigen Blütenpflanze aus einem zugrunde liegenden identischen »Organ« oder Wesen ableiten lassen, einem ideellen »Blatt«, das sich in jeweils sechs Stufen von Expansion und Kontraktion darstellt und metamorphosiert. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, publizierte er seine Ergebnisse im *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären*. Dort heißt es in §73: »Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtsteile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur un-aufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter« (HA 13, 85-6).

Ein Exemplar seiner Schrift schickte Goethe auch an Jacobi und schrieb ihm dazu am 21.3.1791: »In der Art, auf dem Wege wie du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort ... Was ich leisten werde muß die Zeit lehren« (HABr 2, 136).

Hier lohnt es sich, einzuhalten und zu fragen, wie Goethe sich diese Ausdehnung des Verfahrens auf andere Naturbereiche wohl gedacht haben mag. Zunächst einmal: Was genau ist das Verfahren? Die *Metamorphose der Pflanzen* beschreibt den Lebenszyklus einer einjährigen Blütenpflanze, aber es sagt nichts über die Methode, die Goethe zur Erkenntnis von dessen Wesen geführt hat. Ist es die Methode der *scientia intuitiva* Spinozas? Kann sie das überhaupt sein? Bei mathematischen Gegenständen wie z.B. einem Kreis kennen wir die zugrunde liegende Idee und sollen daraus mittels adäquater Definition die Eigenschaften ableiten. Bei einem Naturgegenstand kennen wir die Idee aber gerade nicht, sondern sollen sie erst finden! Wie soll das gehen? Hier bleibt ganz unklar, ob und wie das mathematische Verfahren überhaupt auf Naturgegenstände übertragen werden kann. Und wenn die *Metamorphose* auch durch die Tat zu belegen scheint, dass es geht, so liefert sie gerade auf diese Fragen keine



Baruch de Spinoza
1632-1677

Antwort. Eines ist es, methodisch vorzugehen, etwas ganz anderes ist es, sich der Verfahrensweise bewusst zu sein und über sie Rechenschaft abgeben zu können, so dass die Methode nun auch auf andere Bereiche ausgedehnt werden könnte.

Wie Goethe später betonte, hatte er zu diesem Zeitpunkt keine klare Vorstellung von der Methode seiner Naturforschung und hatte sich in Italien mehr unbewusst und ahnend einen Zusammenhang der Natur *erschaut*, über den er methodisch noch kaum Rechenschaft abgeben konnte. »[I]ch suchte damals die Urpflanze, bewußtlos, daß ich die Idee, den Begriff suchte wonach wir sie uns ausbilden könnten«, schrieb er später an Nees von Esenbeck.⁵ Und in einem anderen Zusammenhang, etwas ausführlicher: »[B]ei Darstellung des Versuchs einer Pflanzen-Metamorphose mußte sich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren vorbildete, konnte ich nicht irren, sondern mußte, indem ich sie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen wie sie den eingehülltesten Zustand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß ... *Indes war dieser Zustand immerfort nur dämmernd*, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinn ... Nun aber kam die *Kritik der Urteilskraft* mir zu Handen und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensperiode schuldig« (*Einwirkung der neueren Philosophie*, HA 13, 26-7, meine Herv.).

Eine Erfahrung höherer Art

Kants *Kritik der Urteilskraft*, die 1790 im selben Jahr wie die *Metamorphose der Pflanzen* erschien, war deshalb für Goethe so wichtig, weil sie genau das auf den Begriff brachte, was ihm bis dahin ›nur dämmernd‹ bewusst war. Kant war nämlich von einem grundsätzlichen Unterschied von Maschine und Organismus ausgegangen: die Maschine besteht aus Teilen, die auch unabhängig vom Ganzen existieren und nun zu einem bestimmten Zweck äußerlich zusammengesetzt sind. Beim Organismus dagegen haben die Teile (Organe) keine vom Ganzen unabhängige Existenz. Hier sind Teile und Ganzes *wechselseitig* Ursache und Wirkung voneinander: ohne Teile kein Ganzes, aber umgekehrt auch ohne Ganzes keine Teile. Können wir das verstehen? Laut Kant macht uns der erste Teil, wonach aus Teilen ein Ganzes entsteht, keine Schwierigkeiten. Aber wie soll ein Ganzes seine Teile hervorbringen, diesen also gewissermaßen vorangehen? Das kennen wir, so Kant, nur in einem einzigen Fall: wo die *Idee* des Ganzen als Zweck dessen Realisierung vorangeht, also bei der Herstellung von Artefakten. Organismen sind aber kei-

⁵ Wohl Mitte 1816, vgl. Weimarer Ausgabe (= WA), Abt. IV, Bd. 27, S. 144.

ne Kunst-, sondern Naturprodukte. Sie organisieren sich selbst. »Genau zu reden, hat also die Organisation der Natur nichts Analogisches mit irgendeiner Causalität, die wir kennen« (*KdU* §65). Um das Wesen eines Organismus zu begreifen, müssten wir seine Teile aus dem Ganzen ableiten können, was wir aber »nach der Beschaffenheit unseres Verstandes«, der von Teilen zum Ganzen gehen muss, nicht können. Zwar können wir uns »auch einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige discursiv, sondern intuitiv ist, vom Synthetisch-Allgemeinen (der Anschauung eines Ganzen als eines solchen) zum Besonderen geht, d. i. vom Ganzen zu den Teilen« (*KdU* §77) – allein ein solcher intuitiver Verstand ist Kant zufolge uns Menschen nicht möglich; er käme allenfalls einem göttlichen Wesen zu.

Dieser letzten Behauptung Kants konnte Goethe allerdings nicht zustimmen. Hatte er nicht gerade in der *Metamorphose der Pflanzen* einen solchen intuitiven Verstand, wenn auch unbewusst, realisiert? Und hat Kant nicht in der Charakterisierung eines solchen Verstandes genau das beschrieben, was Goethe mehr »dämmernd« dort praktiziert hatte? Man muss *vom Ganzen* ausgehen, um das Wesen oder die zugrunde liegende Idee eines Dinges zu finden, wenn diese nicht bekannt ist. Da ein Ganzes als Ganzes aber nie in der unmittelbaren Erfahrung gegeben ist, wie Kant zu recht bemerkt, muss es zuerst hergestellt werden! Damit schien Goethe methodologisch der entscheidende Schritt über Spinoza hinaus angegeben zu sein: »Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrunken, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung [in der *Metamorphose der Pflanze*] aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern das *Abenteuer der Vernunft*, wie es der Alte vom Königsberg [= Kant] selbst nennt, mutig zu bestehen« (*Anschauende Urteilskraft*, HA 13, 31). Nun konnte die Methode einer *scientia intuitiva* auf andere Bereiche der Natur ausgedehnt werden!

Sogleich machte sich Goethe an die Abfassung der *Beiträge zur Optik*, die in einer Abrechnung mit Newton gipfeln sollte. Im Februar 1790 hatte er beim Blick durch ein Prisma erkannt, dass zur Entstehung von Farben eine *Grenze* nötig ist, ein Gegensatz von Hell und Dunkel, und erklärte für sich spontan, dass Newton unrecht habe. Vor dem Hintergrund Spinozas ist diese Kritik nun leicht nachvollziehbar. Damit eine Erklärung adäquat ist, so hatte Spinoza insistiert, muss sie das innere Wesen einer Sache



Immanuel Kant
1724-1804

**Das Auffinden
der Idee in der
Erscheinung**